

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Genette.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 38

Sonntag, den 27. September 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 27. September Rosmas
Montag, 28. Wenzel
Dienstag, 29. Michael, E.
Mittwoch, 30. Hieronymus

Donnerstag, 1. Oktober Remigius
Freitag, 2. Veodegar
Samstag, 3. Candidus

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 22, 35-46.

In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus; und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetz? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, und aus deiner ganzen Seele, und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das größte und das erste Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist es? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und niemand konnte ihm ein Wort antworten, und niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.

„Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen... Das ist das größte Gebot“ — so hat der Heiland gesprochen; sollte dies nicht der Menschheit genügen, es nun auch gern und freudig zu tun! Sein ganzes Leben war Muster und Vorbild, wie diese Liebe zu Gott zu üben sei; sollte es nicht für jeden ein Ansporn gewesen sein, in gleicher Weise das eigene Leben unter dieses Gesetz zu stellen? — Aber die Menschen vergaßen das Heilandswort und Heilandsleben. Die Liebe zu Gott wurde ein seltenes Wunderblümchen, das dem Weislichen gleich fast nur noch im Verborgenen zu finden war.

Wie kam das doch? War dies Gebot nun schwerer zu erfüllen, als zu des Herodes Zeiten, des Abtrünnigen, der dem gottliebenden Propheten das Haupt abschlug und dem Gottessohne selbst nach dem Leben trachtete! Oder war es nun schwerer zu erkennen, als zu des Messias Zeit, da doch in der christlichen Ära Gottes Majestät, Größe und Liebendwürdigkeit sich ungemein deutlicher, fast ausdrücklich, vor unseren Augen entfaltete! Oder war es überflüssig geworden, dieses auf keine Zeit beschränkte Gebot, da doch Gott selbst uns versichert, daß er mit Sehnsucht nach unserer Liebe verlange bis ans Ende der Tage! Oder war es ein unmodernes Verlangen, daß sich unsere Liebe in höhere, geistige Sphäre erhebe, unmodern in unserem Zeitalter, das vielfach nur den Stoff wertet und das, was die Sinne erfassen!

Genug, die Menschen liebten Gott nicht mehr. Zwar war er derselbe gütige Gott geblieben, als den ihn die Menschen schon im Anfang der Zeiten kennen gelernt hatten; zwar wollte er unter seinem neuen auserwählten Volke in unendlich gnadenvoller Weise als die Juden es je erfahren; zwar ließ er Tag für Tag seine Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, und fast schien es, als leuchte sie am prächtigsten und segensreichsten gerade über denen, die ihm ihre Liebe versagten. Mit vollen Händen goß er den Segen herab über die Völker, die sich doch von ihm wandten, wenn nicht gar gegen ihn. Ein Jahr schien das andere an Glückfülle überbieten zu wollen, und in langer Friedenszeit reiften Früchte, nach denen man früher nur im Traume verlangt. Die Menschen freuten sich dessen, den Spender aber liebten sie nicht. Gerade das, was ihre Liebe hätte beleben müssen, tötete sie: Sie mochten es nicht ertragen, daß er sich um die Menschengeschicke, sie verstellten ihm, daß er die Welt erhält und regiert. Und so suchten sie ihn zu verbannen aus dem, was doch sein Eigentum ist, selbst das Reich der größten, der gekreuzigten Liebe, das Kreuz, schafften sie aus Schulen und öffentlichen Gebäuden; seinen Namen sogar hätte man gern aus dem Gedächtnis der Menschen gerissen, und da es nicht ging, tilgte man ihn wenigstens in Büchern und Schriften, hütete man sich, von ihm vor anderen zu reden. Gewiß nicht alle handelten so, aber doch eine über große Zahl und vor allem solche, die aus mehr als einem Grunde berufen gewesen wären, Gott die gebührende Ehre und Liebe zu bieten.

So redete man in begüterten und bevorzugten Kreisen vom Wetter, von Politik, von vielen nichtigen Dingen des Alltagslebens und Schlimmerem, und wem dabei die Rede nicht stochte, der galt als gesellschaftlich gewandt und wurde beneidet; religiöse Gespräche aber waren verpönt, und wer solche Themen berührte, wurde „Betbruder“ oder „Muder“ gescholten und fand das nächste mal die gastliche Tür verschlossen. Die Staatsmänner mußten sich hüten, in ihren Erwägungen und Entschlüssen Gott ein bescheidenes Plätzchen zu gönnen und Bücher, die ernster, christlicher Geist durchwehte, wurden Makulatur. Die Menschen liebten eben Gott nicht. Aber Gott liebte die Menschen, und darum verfährt er, dessen Liebe und Güte verkannt ward, nach seinem eigenen Worte: „Wer seinen Sohn lieb hat, der züchtigt ihn.“

Er züchtigt die Menschheit mit der Geißel des Krieges, und schwer ruht seine Hand auf ihr. Es ist der letzte Versuch des liebenden Gottes, die irregegangene Menschheit zurückzuführen. Und darum — man braucht keine Prophetengabe zu besitzen, um dies zu erkennen — treffen die furchtbarsten Schläge das Volk, dessen Präsident es ohne Furcht vor Tadel und Widerspruch wagen durfte, seine Nation der wichtigsten Epoche ihrer Entwicklung, dem entscheidenden Kriege, entgegenzuführen, ohne in dem wortreichen Aufrufe des obersten Verkünders der Weltengeschichte auch nur mit einem Worte zu gedenken. Darum müssen die Feldzeichen, die Fahnen des unchristlichen Staates, die den Franzosen nicht wie den Deutschen an einen heiligen Akt seines Lebens erinnern, an den Fahnenraub, den sie vor Gott, dem Vergelter von Gut und Böse, dem Rächer der Wahrheit und Treue, ihrem Kriegsherrn geschworen, sondern nur an eine pompöse „Huldigung an die Fahne“ (Salut au drapeau) — darum müssen diese Fahnen in den Staub sinken und im Lande des Siegers von dem Jorne des verachteten Gottes erzählen. Darum müssen die Söhne des Landes, in dem eine Zeitung zu Beginn des Krieges ohne einen Sturm allgemeiner Entrüstung sich den frievollen Ausdruck leisten durfte: Die Deutschen behaupten, sie fürchteten Gott und sonst nichts in der Welt, die Franzosen aber fürchten selbst Gott nicht — darum müssen sie zittern vor den gewaltigen Kräften, die dieser Gott in die Natur gelegt und die Menschengestalt in Pulver und Eisen gebändigt. Darum müssen die Machthaber, die dem Volke die christlichen Friedensfestungen entzogen, die die Kirchen zum Staatseigentum erklärten und dem Verfall weihen — wenn nicht ihr Kunst- oder Altertumswert sie dagegen schützte — darum müssen sie nun mit Schrecken erkennen, wie ihre Kriegseinstellungen versagen und Stützpunkte werden dem übermächtigen Feind. Darum müssen sie sehen, wie Ordensleute, die sie verjagt, nun den Verwundeten des Feindes nahen als Engel der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit, während ihre eigenen Verwundeten und Sterbenden, ach, so oft vergessens anschauen nach dem barmherzigen Samaritaner, nach dem Troste der Religion, nach Gott, nach dem Glauben, der ihnen systematisch entzogen ward. Ob sie nun diese eherne Sprache verstehen; ob wir nun erkennen, was es bedeutet, das „größte und erste Gebot“ zu verlassen? Auch wir sind ja, wir wissen es wohl, nicht ohne Sünde und nicht berechtigt, Steine gegen andere zu heben. Wohl hat die Liebe zu Gott bei uns wahre Triumphe erlebt, wenn sie in einem gewaltigen Ausbrennen bestanden. Solche Gottesliebe aber bricht in der Regel zusammen wie aufloderndes Strohfeuer. Unsere Liebe zu Gott muß dem „ewigen Lichte“ in unserer Kirche ähnlich sein, das unbemerkt fast, aber ununterbrochen leuchtet, erwärmt und sich zur Ehre Gottes verzehrt. — Ob so unsere Liebe zu Gott gewesen ist? Als der Krieg ausbrach, da wurde Gottes Name wohl öfters an einem Tage genannt, als sonst im ganzen Jahre; als der Tag kam, an dem das Volk nach dem Wunsche des Kaisers gemeinsam die Hände zum Gebet erheben sollte, da herrschte stellenweise in den Kirchen ganz ungewöhnlicher Andrang, und nicht nur dünne Frauen, sondern besonders starke, rauhe Männerstimmen riefen zum Himmel: „Herr erhöre uns!“ Kenner freilich behaupteten, daß diese herzerhebende Stimmung kaum vorhalten werde, denn sie sei häufig nur erpreßt von der Angst vor dem drohenden Unheil. Haben sie nicht recht behalten? Schaut man jetzt nicht schon, der Gefahr kalt und gelähmt ins Auge, ist nicht das Heer der Peter schneller zusammengefaßt als das Heer der Kämpfer? Aber enorm zugenommen hat das Heer der kritischen Zeitungsleser, die statt auch Gott die Ehre zu geben, sich damit vergnügen, die Tapferkeit unserer Truppen, die Unüberwindlichkeit des kriegsmässigen Geschützmaterials zu rühmen und über den „militärischen und moralischen Tiefstand“ der Gegner mehr oder weniger sachkundig zu philosophieren.

dann erwacht beim Abschiednehmen nicht bloß die angetraute Liebe, auch die weiteren Volkskreise werden sich wieder mehr bewußt, daß sie trotz allem unter der gleichen Sonne und unter der gleichen Krone doch viel Gemeinsames haben. Dann treten die Parteigegegensätze im Volksleben zurück und der deutsche Süden spricht zum deutschen Norden: Bruder, dein Leben ist mein Leben und dein Tod ist mein Tod, Krieg im Völkerverleben — Friede im Volksleben.

Ein Krieg ist eine große gemeinsame Sache, vor der alle privaten Interessen zurückstehen müssen. Seine Not schreit nach Nothelfern, seine Wunden schreien nach Wundärzten. Das Stundengebot, also auch das Gottesgebot der Kriegszeit, lautet: Einander helfen! Hier braucht man Hilfskräfte zum Einbringen der Feldfrucht, dort zur Verpflegung der durchziehenden Truppen, dort zur Familien- und Kriegsfürsorge, dort zur Einrichtung einer Volksschule und eines Arbeitsamtes, dort zu Sammlungen für freiwillige Krankenpflege, dort zur Tröstung bei Todesmeldungen, — so oder so, aber irgendwo muß jeder mithelfen. Keinen Krieg der gaffenden und photographierenden, nicht der selbstsüchtigen und eifersüchtigen Menge, sondern der selbstlosen, alles ertragenden, durchhaltenden Hilfskraft. Wo ein Mißerger tiefen Leids über die Schlachtfelder und durch die Krankenhäuser zittert, soll auch ein Magnifikat großherziger Hilfsbereitschaft sich hören lassen. Das gilt im besonderen in bezug auf das Rote Kreuz, das Königszelt des barmherzigen Samariters. Viele tausend Hände werden sich nach diesem Kreuze ausstrecken. Wo seine Fahne weht, da weht ein Königsbanner über einem Königszelt. Das Königsbanner zieht voran!

Der Kaiser hat zum Anfang des Krieges den Tagesbefehl ausgegeben „Zum Gebet“: „Jetzt geht in die Kirche und beugt das Knie und betet!“ Die Stunde ist zu ernst für billigen Gassenlärm, für Hunderttausend will es Abend werden, geht in die Kirche und betet! Das Bittgebet: „Gott sei uns gnädig“, nicht das Pharisäergebet: „Gott, was sind wir doch so reich an Kultur im Vergleich mit diesen Slawen, so reich an Frömmigkeit im Vergleich mit diesen Welschen!“ Das ganze Volk, vom Schulkind bis zur Großmutter, die Kranken nicht ausgeschlossen, kann mitkämpfen und mitliegen, kann mitraten im obersten Kriegsrat und mitbauen an der Weltgeschichte — durch das Gebet. Das Gebet ist auch eine Waffe und eine vaterländische Tat. Wer eine Armee von Vettern mobil macht, hat dem Vaterland ein neues Gardeforps ins Feld gestellt, dessen Reservisten die Legionen des Himmels bilden. Der Krieg singt das hohe Lied der betenden Liebe. Von den lieben Soldaten hat manch einer, der im Getriebe des Kasernenlebens, „heim Hausen“, das Beten verlernt hatte, es jetzt vor dem Ausbruch auf die Erntefelder des Todes wieder gelernt. „Vater, ich rufe dich! In deine Hände befehle ich mein Leben. Vater, du segne mich, wenn mich die Donner des Todes begrüßen!“ Und in den Heimatkirchen weiß Gott, da werden nicht bloß die Andachten, da wird auch die Andacht verdoppelt. Die Ordensleute halten Tabernakelwache und viele Priester opfern täglich die heilige Messe für die, die heute ihren letzten Kampf zu kämpfen haben. Wohl wird auch bei den anderen Völkern zu dem gleichen Gott gebetet; Gott ist in gleicher Weise der Vater aller Völker und keines ist Stiefkind vor ihm, er ist aber nicht in gleicher Weise der Anwalt von Recht und Unrecht, von Ehrlichkeit und Verlogenheit.

II.

Vom Geiste der Kraft! Kriege sind Kraftproben zwischen den Völkern. Nicht bloß Kraftproben militärischer Kraft, auch moralische Kraftproben. Für den endlichen Sieg sind die guten Gewissen ebenso entscheidend wie die guten Gewehre. Auch von der sittlichen Kraft gilt das Schillerwort: „Der Krieg läßt die Kraft erscheinen.“

Der Krieg läßt die Kraft des deutschen Soldaten erscheinen. Eilmarsch und Dauergefecht, Patrouillengänge und nächtliches Vorkosten, Hunger und Durst, schlechtes Wetter im Bivak und brennende Wunden ertragen, sind zunächst körperliche Kraftleistungen. In dieser Anspannung der körperlichen Kräfte steckt aber bereits viel sittliche Selbstkraft, das eiserne „du mußt“ des militärischen Befehls, das goldene „Ich will“ des militärischen Gehorsams. Die moralische Kraft leistet die größere Hälfte der Kriegesarbeit und ist deren treibende Seele. So viel Wille zum Sieg, so viel Sieg! Im Feuer der sittlichen Kraft werden jene Soldatentugenden geschmiedet, die König Ludwig in der herrlichen Proklamation vom 4. August seinen Bayern als eisernen Bestand ins Feld mitgab. Mut und Manneszucht, Zuversicht und Opferwilligkeit. Auf dem Anstoß der sittlichen Kraft wird jene Fahnenkreuze gehämmert, die auch beim letzten Kommando „Zum Sturm Gewehr rechts“ an die Fahne des Regiments sich anlehnen mit dem Treuschwur der Massabäer: „Das sei ferne, daß wir vor ihnen davonlaufen; wenn unsere Stunde geschlagen, so wollen wir sterben für unsere Brüder in Kraft“ (1. Mak. 9, 10). Aus dem Geiste der sittlichen Kraft wird jener kameradschaftliche Geist der Armee geboren, der mit dem Kameraden den letzten Trunk der Feldflasche teilt und schon aus Achtung vor den Kameraden dem Religionspott und den schmutzigen Boten den Mund schließt. Aus dem Geiste der sittlichen Kraft wird jenes nationale Ehrgefühl der Mannschaft geboren, das auch im Feindesland fremdes Eigentum schont und Frauenehre achtet, um dem deutschen Namen keine Ansehung zu machen. Nach der religiös-sittlichen Führung des Militärs im Feindesland wird man draußen unsere ganze Nation beurteilen. Jeder einzelne trägt also auf seinen Schultern ein

Fahnenstück der nationalen Ehre. Jede mutwillige Zerstörung fremden Eigentums, jedes frevelhafte Spiel mit Frauenehre schändet die Ehre des deutschen Namens. Das dürft ihr nicht, ihr lieben deutschen Soldaten! Drum werft den Helden in eurer Brust nicht weg! Das Königsbanner des Kreuzes, das Feldzeichen sittlicher Zucht, ziehe euch voran! Der Krieg soll die sittliche Kraft des deutschen Soldaten erscheinen lassen!

Der Krieg läßt auch die Kraft des deutschen Volkes erscheinen. Unser Volksleben zeigte in manchen Punkten die Zeichen des sittlichen Entartungs; die Zahl der Selbstmorde und Duellmorde, groß wie die Verlustliste einer Schlacht; eine verjüngte Literatur und eine den französischen Koketten nachgeahmte Frauenmode, die der christlichen Sittlichkeit und der deutschen Art hohn spricht; die Zahl der Ehescheidungen und Verirrungen des ehelichen Lebens. Die Opfer des Krieges müssen weit über hunderttausend gehen, wenn sie dem deutschen Reiche soviel Volkskraft rauben sollen, wie ihm der Geburtenrückgang in den letzten zehn Jahren geraubt hat. Die öffentliche Sittlichkeit unseres Volkes war auf dem Wege nach Paris.

Da kam der Ruf zu den Fahnen, zugleich ein Weckruf zur sittlichen Erhebung. Die heilige Flamme glühte, die Begeisterungsfähigkeit des deutschen Volkes feierte in den ersten Augusttagen schöne Triumphe. Es begann das tapfere Abschiednehmen. Die Söhne und Väter rissen sich los von ihren Familien. Die Freiwilligen stellten sich zu Haufen. Die Hilfsvereine begannen ihre Arbeit. Das Volk ertrug mit einer soldatischen Disziplin den Fahrplansturz im Post-, Bahn- und Straßenverkehr, sogar die militärische Zensur seiner Briefe und Zeitungen, fügte sich wie ein Mann den von den Militärbehörden getroffenen Maßnahmen, — „der Krieg läßt die Kraft erscheinen, alles erhebt er zum Ungemeinen“. Und immer mehr wird unser Volk erkennen, daß die größten Stunden im Volksleben so gut wie im Menschenleben die Stunden der größten Opfer sind. Ringeltangel und lärmende Festlichkeiten wären eine Entweihung der Stunde. Samuel der Prophet erließ in der Kriegsnot eine Proklamation an sein Volk: „Wenn ihr die fremden Güter fort schafft aus eurer Mitte, wird der Herr euch aus der Hand eurer Feinde ertreten“ (1. Sam. 7, 3). Wenn unser Volk die Stunde der Heimsuchung erkennt und in sittlicher Selbstbestimmung die fremden Götter und fremden Moden aus seiner Mitte fort schafft, dann wird der Krieg, wie immer seine Lose fallen, uns nicht bloß einen fürchterlichen Blutverlust, er wird uns auch eine Bluterneuerung bringen, — ein Heilseraum gegen die sittliche Entartung des Volkslebens, eine Befreiung mit dem Geiste der Kraft.

III.

Vom Geiste des Vertrauens! Die Abschiedsrede des Herrn an seine Jünger enthielt ein dringliches hohepriesterliches Mahnwort zum Vertrauen: „Euer Herz sei nicht in Unruhe und nicht verzagt“ (Joh. 14, 27). Lassen wir uns firmen vom Geiste des Vertrauens! Wir haben alle aus den Reden des Kaisers und des Königs herausgehört, wie stark in diesen erhabenen Herrschern das Bewußtsein der Verantwortlichkeit glüht, wenn ihre besten Absichten, dem Vaterlande auch diesmal den Frieden zu erhalten, von außen her zertrümmert werden und sie nun notgedrungen das Aufgebot zum Kriege geben müssen. Zu solchen Kriegsheeren kann und muß man Vertrauen haben. Wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie an der Riesemaschine des Mobilmachungsapparates auch nicht das kleinste Rad versagte. Unsere wackeren Eisenbahner haben Tag und Nacht unsagbare Arbeit geleistet und nicht einmal ein kleiner Betriebsunfall ist vorgekommen. So genau war von der Heeresführung im Frieden alles vorbereitet, so gewissenhaft hat alles einander in die Hand gearbeitet, zu einer solchen Heeresführung kann man und muß man Vertrauen haben. Einer der Herren hat mir gesagt: Es ist kein Kriegsspiel mehr, es geht jetzt um kostbare Menschenleben.

Die apokalyptischen Reiter haben zum Todesritt gesattelt mit Schwert und Bogen und der Sense des Todes. Aber auch die Sanitätskolonnen sind gut vorbereitet, um die Wunden des Krieges wieder zu heilen, soweit Menschenkunst das vermag, im Zeichen des Gekreuzigten und im Geiste des barmherzigen Samariters. Auf den Verbandplätzen in der Nähe der Feuerlinie, in den Lazaretten und Spitälern ist die ärztliche Hilfe vielfach rascher zur Stelle, als wenn in Friedenszeiten im landwirtschaftlichen Betrieb oder in der Werkstatt ein Unfall sich ereignet. Wie für die leibliche Pflege ist auch für den seelsorglichen Beistand an den Schwerverwundeten vorgesorgt. Die Feldgeistlichen folgen den Divisionen auf allen Märschen und stehen in der nächsten Nähe des Schlachtfeldes mit Stola und Krankenöl bereit. Den Feld- wie den Heimatlazaretten sind Geistliche zu geistlichem Beistand bei Tag und Nacht zugewiesen. Französische Spitäler haben in Friedenszeiten nicht soviel Seelsorge wie unsere Spitäler in Kriegszeiten. Unser Volk darf das Vertrauen haben, seine Söhne sind in jeder Beziehung in guter Pflege.

Noch lauter schlägt die Stunde des Gottvertrauens. In Gottes Händen liegen die Lose des Lebens und der Weltgeschichte verschlossen. Der Herr denkt Gedanken des Friedens, auch wenn die Menschen Gedanken des Krieges denken. Das Menschenleben ist jetzt in Europa furchtbar billig geworden, billig wie die Sperlinge, von denen man zwei um einen Pfennig kauft, und doch fällt nicht ein einziger Sperling vom Dache ohne Wissen des himmlischen Vaters. (Matth. 10, 29.) In Gottes Augen ist der Mensch etwas Kostbares geblieben. Geht in die Kirche und betet den Kreuzweg und werft eure Sorge um ein teures Leben auf

das große Kreuz des Heilandes! Schreibt aber uns Gotteswillen keine Jammerbriefe an die Soldaten im Felde und macht ihnen das Herz nicht schwer durch solche Jammerbriefe!

Von unseren Soldaten wird jeder seinen Mann stellen. Die flammende Begeisterung wird nicht am ersten Regentage erlöschen. Wollte die Ueberzahl des Gegenbundes bange machen, — vor dem Ewigen sind tausend Jahre wie ein Tag, und „dem Herrn fällt es nicht schwer, Heil zu schaffen, sei es mit vielen, sei es mit wenigen“ (1. Sam. 14, 6). Gibt es lange Märsche und Quartier auf freiem Felde, — Erzvater Jakob hatte unter freiem Himmel auf einem Feldstein übernachtet und hörte das Gotteswort: „Ich werde dein Schutzherr sein, wohin du auch marschierst, und werde dich in deine Heimat zurückbringen und werde dich nicht im Stich lassen.“ (Gen. 28, 15.) Geht es auf den östlichen oder auf den westlichen Kriegsschauplatz, — der Psalmist schlägt überall seine Hand in die Hand des Allgegenwärtigen: Erhebe ich meine Flügel gegen Osten oder schlage ich mein Zelt im Westen, da und dort wird Deine Hand mich führen und deine Rechte mich halten (Ps. 138, 9 f.). Geht es heiß auf Leben und Tod, — „wenn ich auch wandle in den Schatten des Todes, ich fürchte kein Unheil, weil du bei mir bist“ (Ps. 22, 4). „Ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn“ (Röm. 14, 8). Gott wird helfen. Das Königsbanner zieht voran mit der Trikolore Liebe, Kraft und Vertrauen. Lasset uns beten.

Gott des Friedens, wir bitten dich auf den Knien, du wolltest die Tage der Heimsuchung abkürzen und unser liebes Vaterland bald wieder die Segnungen eines ehrenvollen Friedens genießen lassen. Laß unser Vertrauen nicht zuschanden werden! Durch Christus, unsern Herrn. Amen.

Ihr deutschen Frau'n!

Ihr deutschen Frau'n, laßt nicht die Hände sinken,
Die ihr emporgehoben zum Gebet,
Wenn auch schon stolze Siegeslorbeer'n winken,
Der Feind doch noch an vielen Grenzen steht.

O steht und betet doch zu allen Stunden,
Sprecht nur zum Herrn, wie's euch das Herz bewegt,
Gedenket treu der zahllos bitt'ren Wunden,
Die dieses Ringen unserm Volke schlägt.

Und laßt nicht nach, bis ihr herabgezogen
Des Himmels Huld mit Herz und Mund und Hand,
Bis daß des Sieges und des Friedens Bogen
Durchfluten restlos unser Vaterland.

G. C.

Das Gebet der Kinder

Es sind Zeiten, wo der Blick sich aufwärts wendet, wo das Menschliche, Schwache und Sterbliche an uns der Seele bewußter wird, viel Schlackenhaftes abfällt und in donnernden Wetter der Völker aller Dinge uns näher erscheint. Wir besinnen uns auf Dinge, die lange wie vergessen schlummerten, auf Schätze, die wir vergraben hatten, wir erinnern uns an stille, heilige Täler, in denen die sorgen- und leidbeladene Seele Ruhe und Trost findet. Gestehe wir uns, daß wir in diesen Tagen andere geworden sind, größer, stärker, wachsend mit unserm Zusammengehörigkeitsbewußtsein, glücklich, aus dem Parteigezänk hinausgehoben zu sein und nach langer, öder Zeit der großen, erhabenen Sache des Vaterlandes mit Inbrunst dienen zu können. Der Krieg bringt uns Leid, er trägt die Tränen in jedes Haus, aber er regt wie ein Gewitterwind giftige Schwaden aus der Niederung und wir atmen freier wie im brausenden Bergsturm auf der Höhe.

Und in diesen Stunden gehen unsere Kinder beten — für Vater und Bruder, für die Heimat, für das Reich. Sie werden zu demjenigen beten, der sagte, man lasse die Kindlein zu ihm kommen, denn ihrer sei das Himmelreich. Sie werden ihn mit Bitten bestürmen, die zu den ewigen Pforten dringen, weil sie aus reinen Herzen kommen und ihre Stimmen hell und silbern wie Altarglocken aufwärts klingen.

Das Vaterland bedarf des Gebetes seiner Kinder. So groß war seit dem Mongolen- und Osmanensturm noch keine Entscheidung, wie die, um die in diesen langen, ereignissschweren Wochen gewürfelt wird. Nicht nur politische Werte höchster Art stehen auf dem Spiele, nicht nur staatliche Bestandfragen unermeßlicher Bedeutung — es kämpft heute, so betont die Wiener „Reichspost“, die christliche Kultur Mitteleuropas um ihr Dasein gegen die verderbte, in Tyrannei und Lüge erstarrte byzantinische Kultur des Ostens. Die Rolle Englands, das Bündnis Frankreichs sind politische Unnatur, aber sie sind auch ein Verrat an der Kultur Westeuropas und die Greuel in den verwüsteten Dörfern Ostpreußens sind stumme Zeugen von Verbrechen, die an der ganzen gesitteten Welt verübt werden.

Die Kinder beten. Von ihrer Stirne strahlt die Unschuld und der Glaube, auf ihrem Scheitel ruht die Hand Gottes. Das ganze Volk steht vor dem Richterstuhl des Allmächtigen und es schickt die kleinen Fürbitter voran, daß er ihren Willen gnädig sei mit dem Volke und dem Vaterland, daß er unseren Helden draußen im Felde den Arm stärke und die Führer erleuchte.

Und indem wir alle mit unseren Kindern vertrauensvoll und opferfreudig aufwärts blicken, weitet sich unser Herz und stählt sich unser Mut. Ein Volk, das wie seine Väter betet, das die Stätten ihrer Arbeit und ihres Glaubens mit glühender Begeisterung verteidigt, innerhalb sich läuternd, sich in Not und Drang zu einem ehernen Ganzen zusammenschließend, in einem solchen Volke reifen schon die gesegneten Früchte des Krieges, denn es zeigt die sittliche Kraft, zu siegen. Das Gebet der Kinder wird hinaufsteigen zu Gott und hinüberfliegen zu den Schlachtfeldern als der schönste Gruß der Heimat, als eine Verheißung des Sieges durch Gottes Beistand nach schwerem Ringen.

Der Kinder Flehen!

Deutschland, Deutschland, über alles,
Unser teures Vaterland!
Möge Gott dich gnädig schützen,
Wir steh'n einig Hand in Hand.
Unsre Väter, unsre Brüder
Zogen in den Kampf hinaus;
Lieber Gott sei du ihr Schützer,
Führ' sie wieder uns nach Haus.

Unsern vielgeliebten Kaiser,
Der das Schwert nun ziehen muß,
Sei Berater du und Führer,
Allen Feinden zum Verdruß.
Deinen Segen unsern Fahnen,
Lieber Gott verleihe uns Schutz,
Daß der Feinde Reid und Hader
Wir nun treten in den Schmutz.

Laßt uns nun die Hände falten:
Höre, Vater, unser Fleh'n!
Unser schönes Deutschland schirme,
Laß es nur nicht untergeh'n!
Gib du Kraft den braven Krieger'n,
Die so fröhlich zogen aus;
Sei mit ihnen und dem Kaiser,
Und mit seinem ganzen Haus.

Wiesbaden.

H. S.

„Totenorgeln“

Von W. Rof.

Daß unsere heutigen Schnellfeuergeschütze, die Maschinengewehre, bereits im 14. Jahrhundert Vorgänger gehabt haben, dürfte im allgemeinen wenig bekannt sein. Schon zu dieser Zeit waren die Büchsenmacher bestrebt, die Feuergeschwindigkeit zu erhöhen und so kamen sie auf den Gedanken, eine Reihe von Rohren neben- und übereinander anzuordnen, die durch eiserne Bänder zusammengehalten und auf einen zweirädrigen Karren aufmontiert wurden. Jedes Rohr wurde einzeln gelassen und alle mit einer gemeinsamen Zündpfanne abgefeuert. Die Anzahl der Rohre war verschieden. Von den auf unsere Zeit gekommenen Geschützen weist das kleinste 40 Rohre auf, die in fünf Reihen zu je acht angeordnet waren. Doch berichtet die Chronik noch von viel größeren Geschützen. So hat Skalliger 1387 eins erbaut, das 144 Rohre in vier Reihen angeordnet führte. Je eine Reihe wurde zu gleicher Zeit abgefeuert. Für zwölf Rohre war ein Bedienungsmann nötig. Solche Geschütze nannte man Orgelgeschütze; der soldatische Witz taufte sie in „Totenorgeln“ um. Ihre Verwendung war eine beschränkte; sie wurden, wie es in einem Kodex von 1488 heißt gebraucht „unter die thor und wo der feindt zum sturm liefen mag, auch in der wagenburg feindt in nuz“. Trotzdem hat sich das System der „Orgeln“ durch ein halbes Jahrhundert gehalten. Es war für alle Projektienmacher zu verführerisch. Im deutsch-französischen Krieg 1870/71 ersah die „Totenorgel“ in der Mitrailleuse eine Neuaufgabe. Aber auch diese Maschine, von der so viel Aufhebens gemacht wurde, hat nicht gehalten, was ihr Konstrukteur sich davon versprochen. Jedenfalls ist der Gedanke, in möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geschosse abzufeuern, auch nach dem Mißerfolg der Mitrailleuse lebendig geblieben und hat zur Konstruktion unserer Maschinengewehre geführt.

Literarisches

Vater F. A. Brors, S. J., Liebe, oder die einzige Quelle ewigen Glüdes. 160 S. Gr. 8°, mit 14 ganzseitigen Bildern. 1 M. Verlag der Germania, Alt.-Ges. für Verlag und Druckerei, Berlin. — Der Verfasser zeigt, wie die ewig sprudelnde Quelle der übernatürlichen göttlichen Liebe in Gott zu finden ist, im Herzen Gottes, im Heiligen Geiste. Durch den Heiligen Geist ist diese Liebe ausgegossen in unsere Herzen, und so sind wir wahrhaft Kinder Gottes geworden. Als Glieder Christi können wir nun Gott und den Nächsten und uns selbst lieben mit jener übernatürlichen göttlichen Liebe, ohne die aller Glaube und alle Hoffnung nutzlos sind. Das Leben in dieser Liebe ist praktische Heiligkeit und Bereitschaft selbst zum Martyrium, d. h. zur höchsten Gottesliebe.